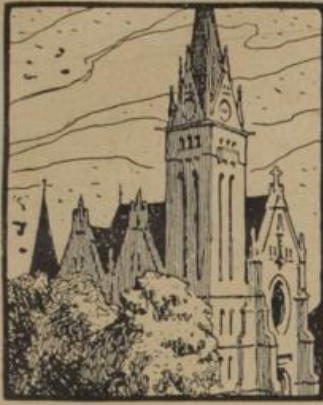


Sonntagsgruß



Gemeindeblatt für die evangelische Kirchengemeinde Bießen



Nr. 35.

Bießen, 14. Sonntag nach Trinitatis, 5. September 1915.

4. Jahrgang.

Demut.

1. Brief Pauli an die Korinther 15, 10. Von Gottes Gnade bin ich, was ich bin. Und seine Gnade an mir ist nicht vergeblich gewesen, sondern ich habe viel mehr gearbeitet denn sie alle; nicht aber ich, sondern Gottes Gnade, die mit mir ist.

Diese Worte kennzeichnen so recht den großen Apostel. Stolz blickt er auf sein bisheriges Leben. Er hat mehr gearbeitet als alle Apostel zusammen. Er hat das Evangelium nach Kleinasien gebracht, ja sogar nach Europa. Keine Mühe, keine Gefahr hat er gescheut. Im Dienste Gottes hat er sich verzehrt.

Aber das macht ihn nicht hochmütig. Im Gegenteil! Recht besehen ist ja alles, was er geleistet, nicht sein Verdienst, sondern Geschenk der göttlichen Gnade. Gott ist mit ihm gewesen. Gott hat ihm, dem Schwachen, Mut und Kraft zur Arbeit, Ausdauer in allen Nöten und herrlichen Arbeitserfolg geschenkt.

Wie Paulus, so haben auch die Großen unseres Volkes gedacht. So unser Bismarck, der gewiß stolz sein konnte auf glänzende eigene Leistung und dabei doch mit einer fast rührenden Demut sich der Abhängigkeit von dem Allmächtigen aufs stärkste bewußt war. So auch der erste Kaiser des neuen deutschen Reiches, Wilhelm I. Nach der Schlacht von Sedan, deren Jahrestag wir ja am 2. September wieder begingen, telegraphierte er nach Berlin die bekannten Worte: „Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!“ Und auf die Denkmünzen, die am Schlusse des Krieges von 1870/71 geprägt wurden, ließ er schreiben: „Ihm (d. h. Gott) sei die Ehre.“

So ist es auch im jetzigen großen Kriege. Aus allen Kundgebungen unseres Kaisers, aus allen Äußerungen unseres Feldmarschalls Hindenburg leuchten die Worte hervor: Durch Gottes Gnade.

Diese Stimmung sollte alle Deutschen mehr und mehr durchdringen. Vielen allerdings ist sie noch immer fremd, oder aber, da sie von der starken, zu Beginn des Krieges herrschenden Frömmigkeit nur oberflächlich ergriffen waren, wieder fremd geworden. Sie wissen nur zu reden von der Genialität unserer Heerführer, dem Pflichtbewußtsein und der Tapferkeit unserer Truppen, der deutschen Organisationsgabe und vollendeten technischen Kultur. Sie allein

schaffen nach ihrer Meinung die herrlichen Erfolge, die wir in so reichem Maße erleben.

Nun ist, was sie allein preisen, gewiß groß und herrlich! Aber fragen wir uns: Wer hat uns die großen Männer geschenkt? Es ist Gottes Gnade, daß wir sie haben, nicht die Russen, Engländer, Franzosen, sondern wir Deutsche. Und weiter: Wer hat die deutsche Geschichte so geleitet, daß Tapferkeit, unbedingtes Pflichtbewußtsein, strengste Gewissenhaftigkeit unserer Soldaten Leistungssterne sind? Es ist Gottes Gnade, die gerade in unserem Volke in harten und schweren Zeiten diese Innerlichkeit hat erstehen lassen, die jetzt so herrliche Früchte bringt. Und ebenso ist es mit der technischen Kultur. Es ist nicht zufällig, sondern göttliche Fügung, daß gerade der deutsche Geist in so glänzender Weise die Herrschaft über die Naturkräfte erlangte.

So dürfen wir wohl stolz sein auf die Leistungen unseres Volkes in seinem größten und schwersten Kriege. Von ihm darf man sagen: es hat mehr gearbeitet, mehr geleistet denn die anderen Völker. Aber so wahr das ist, wir wollen uns durch solche Erkenntnis nicht zum Hochmut verführen lassen, sondern vielmehr, da Deutsch sein auch bescheiden sein heißt, es dankbar bekennen: Von Gottes Gnaden sind und leisten wir, was wir sind und leisten. Dann wird auch fernerhin Gottes Segen uns nicht fehlen; denn er widersteht den Hoffärtigen, aber den Demütigen gibt er Gnade.

H. H.

Griechische Sommerfrischen.

Von Geh. Oberkonsistorialrat D. W. Peterfen in Darmstadt.

(Schluß.)

Es war ja natürlich, daß wir von Herzen an allem teilnahmen, was in der königlichen Familie sich ereignete. Am 11. August 1888 wurde der Königin Olga in Rußland ein Sohn geboren. Um 11 Uhr war Gottesdienst in Tatöi. In der Fürbitte wurde zum erstenmal der Name des Neugeborenen „Christophores“ genannt und an die Namen der übrigen Familienglieder angereiht, das ist doch ein schöner Brauch. Ich sah, wie bei Nennung des Namens einem Bruder das Herz weich und das Auge feucht wurde. Der Chor sang herrlich den Lobgesang: Heiliger, starker, unsterblicher Gott,

erbarme dich unser!, der Priester aber brachte als Evangelium wieder einmal die zehn Aussägigen. Um 3 Uhr war Tafel, bei der das Wohl von Mutter und Sohn in Champagner ausgebracht wurde. Prinz Andreas war sehr zufrieden, nicht mehr der Kleinste zu sein. Im folgenden Jahr feierten wir die Verlobung des Kronprinzen mit der Schwester Kaiser Wilhelms, im Jahre 1890 am 19. Juli die Geburt des jetzigen Kronprinzen Georg auf Tatöi. Man erlebte das Seltsame, daß König und Königin wie die Kaiserin Friedrich noch auf der Reise nach Griechenland begriffen waren, daß ersterer die Geburt seines Enkels später als alle Welt erfuhr, weil die königliche Jacht erst am Abend des Tages Korfu erreichte, und die Königin in Sebastopol die Freudenbotschaft empfing, während die Kaiserin noch auf dem atlantischen Ozean schwamm und erst in Gibraltar von einem Telegramm erreicht werden konnte. Am 18. August fand die Taufe statt. Achtzig Personen waren geladen. Der Akt wurde im neuen Schloß vollzogen. Der Raum war für so viele Personen nicht ausreichend, doch konnte ich beim zweiten Teil des Taufaktes hineinschlüpfen und mich hinter den Hofdamen postieren und alles genau ansehen. Der König und die Prinzen holten das Kind aus dem Hause seiner Eltern und schritten durch ein von Soldaten gebildetes Spalier. Die Musikkapellen mußten schweigen, damit der kleine Täufling nicht erschreke. Im Neuen Palais bildete sich dann der Taufzug. König und Kaiserin hielten die Zipfel des Taufkleides. Während der langen Gebete, die der Metropolit mit Würde und Deutlichkeit verlas, wurde der Täufling hinter einem Bettschirm entkleidet. Dann, nachdem das Wasser geweiht war, wurde er auf einem blauen Sammetkissen von der Frau Oberhofmeisterin herzugetragen. Den wie weiland Moses Nackten nahm der Metropolit von seinem Lager, bestrich ihn an den verschiedenen Körperteilen mit dem heiligen Öl und tauchte ihn dreimal in das Taufbecken. Beim erstenmal tat der kleine Mann einen herzhaften Schrei, so daß man merkte, er lebe, sonst verhielt er sich musterhaft ruhig und die Feier verlief ohne Störung. Der König nahm alsdann seinen Enkel in seine Arme und trug ihn dreimal um das Taufbecken mit je drei Verneigungen gegenüber dem dasselbe tuenden Metropolit. Der Kleine verschwand hinter dem Schirm, wurde angezogen und wieder in feierlichem Zuge seiner hohen Mutter zurückgebracht. Es folgte die Gratulation, um 2 Uhr große Tafel im Freien, Cercle bis 5 Uhr. Man stand sich schier zu Schanden.

In den nächsten Wochen sahen wir öfter die Kaiserin Friedrich, die uns auch in unserem Waldhaus vor ihrer Abreise besuchte.

Als wir Ende des Sommers 1890 Tatöi verließen, ahnten wir noch nicht, daß das unser letzter Sommer in den griechischen Bergen sein sollte. Im Juli 1891 fuhren wir mit unseren Kindern noch einmal hinauf, um unter tiefster Bewegung Abschied zu nehmen von dem stillen Waldhaus, in dem wir unvergeßliche Zeiten verlebt hatten. Das Waldhaus steht nicht mehr, aber wie mir vor einigen Jahren der Adjutant des Kronprinzen auf dem Hofball in Darmstadt erzählte so heißt die Gegend noch immer stukirin Petersen, auf gut Darmstädtisch: Ins Petersens.

Ein viel schwerer Abschied war der von Athen, meiner geliebten Schloßkirche, meiner Gemeinde, meinem König, von Griechenland, meiner zweiten Heimat. Das ging uns durch das Herz, und die Erinnerung allein erregt uns noch immer aufs Tiefste. Der letzte Gang auf die Akropolis, das letzte Erleben des Blicks auf Land und Meer im glühenden

feierlichen Abendrot, die letzte Fahrt im Peloponnes, der letzte Abschied von Patres, Korfu, vom Ionischen Meer gehört mit zu dem Ergreifendsten, was wir erlebt haben. Es brach uns schier das Herz. Es war ein Glück, ein Segen Gottes, daß die Heimat mit ihren neuen Aufgaben einem keine Zeit ließ, der tiefen schmerzlichen Wehmut sich ganz hinzugeben. Die griechischen Jahre sind und bleiben ein wertvolles Stück unseres, meines Lebens. In stillen Stunden Gedankenfahrten zu machen in das geliebte Land, ist bis auf den heutigen Tag und wird bis ans Ende sein eine Quelle ernster tiefer Freude, ein Anlaß zum Danke gegen den treuen Gott, der uns in jungen Jahren diese rechte Kunst erwies, ein Anlaß zu dem Wunsche, der aus dem Gefühl unlöslicher innerer Verbindung und Verbundenheit stammt: Gott segne Griechenland und sein königliches Haus!

Die Ursache des französischen Niedergangs.

Als vor 44 Jahren unsere Krieger aus Frankreich heimkamen, da war viel Rühmens von französischer Kultur, von den prächtigen Städten und den stattlichen Dörfern der Franzosen, von ihrer hochstehenden Landwirtschaft, von der Behäbigkeit ihrer Landleute und der Eleganz ihres Stadtlebens, vom Geschick ihrer Handwerker und dem Geschmack des Kunstfleißes, von der Lebensart auch der Geringsten im Volke. Jetzt klingt es anders, wenn unsre Landwehrleute vom Westen auf Urlaub kommen. So willig sonst der Deutsche fremde Vorzüge anerkennt, die hohe Meinung von der französischen Kultur will nicht mehr aufkommen. Der Glanz der Städte besticht den deutschen Krieger nicht mehr, die Dörfer findet er im ganzen schmutzig und häßlich, die Häuser düster und unansehnlich; es fällt ihm auf, wie viele französische Landleute in ungedielten Wohnräumen hausen, und daß selbst in den Landhäusern der Wohlhabenden das Badezimmer fehlt; die Unsauberkeit in Häusern und auf Straßen stößt den Deutschen ab, er schüttelt den Kopf über die unappetitlichen Ziehbrunnen und übt scharfe Kritik an der Bodenpflege. Woher der Wechsel? Wir sind seit 1871 vorwärts gekommen, Frankreich ist vergleichsweise zurückgeblieben trotz seines Wohlstandes. Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir einen Grund dieser Erscheinung in der französischen Kinderscheu suchen. Ein großer Teil der französischen Ehen ist kinderlos. Mit der Zukunft der Familie aber schwindet der stärkste Trieb zum Vorwärtstreben. Die Kinder sind's, die Vater und Mutter lehren, was sie leisten können; für das fröhlich aufwachsende junge Geschlecht müht sich und strebt in die Weite, in die Tiefe, in die Höhe ein Volk, das an seine Zukunft glaubt. Wo die Genußsucht das Familienleben ertötet, wo Mann und Weib in dem, was den Reichtum des Hauses, des Volkes ausmacht, nur eine Last statt der Lust sehen, wo in immer weiteren Volkskreisen die edelste Gottesgabe verachtet und zunichte gemacht wird, da stellt sich unvermerkt der stumpfe, rohe Sinn ein, den wir mit Abscheu an dem einst so ritterlichen Franzosenvolke wahrnehmen. Wie sie im eigenen Lande hausen, plündern, ohne militärische Nötigung die eigenen Dörfer und Städte in Grund und Boden schießen, wie sie ihre eigenen Toten zur Deckung gegen feindliches Feuer aufeinanderhäufen, wochenlang unbeerdigt liegen lassen, eine Beute der Verwesung und der Raben, damit nur die Seuche über den verhassten Landesfeind komme, den ihre Waffen nicht verjagen können: solche Greuelzeichen haben aller Welt den Niedergang des

einst so bewunderten Volkes bewiesen. Der tiefste Grund des Verfalls bleibt der, daß es sich vom Glauben geschieden hat und damit von der sittlichen Verantwortung vor dem heiligen Gott. Wir spüren seine Vergeltung. Das Volk, das genußsüchtig und pietätlos dem gegenwärtigen Geschlechte das zukünftige opferte, muß nun, die Blüte seiner Jugend der Revanche-Idee hinopfernd, seinen Untergang selbst beschleunigen. Sie wollten den Tod anstatt das Leben, sie sollen ihn haben. Du aber halte, was du hast, deutsches Volk!

Warum der Grenzer-Karl die Rosen lieb hat.

Erzählung von Karl Hessebacher.

(Fortsetzung.)

Der Forstmeister hatte im Garten ein wunderschönes Rundbeet an einer halbschattigen Stelle angelegt. Dort wurden Begonien eingepflanzt; als sie nun in dem Rundbeet saßen, war er voll Neugier, wie die Blumen wohl aussehen würden. Aber Tag um Tag verging, und die Blüten blieben aus.

Das sagte er eines Tages dem Forstmeister. „'s ist doch zum Wundern, wie lang jetzt die Blumen brauchen, bis sie aus den Blättern herauschlupfen. Es ist gerade, wie wenn sie einen narren wollten!“

Der Forstmeister lachte: „Je schöner die Blume, um so länger dauert es, bis sie zur vollen Blüte kommt. Ich freue mich am allermeisten über eine solche, die meine Geduld auf die Probe gestellt hat. Sie ist stolz. Denn sie weiß, was sie wert ist. Drum läßt sie auf sich warten.“

Dem Grenzer-Karl war es, als hätte sich vor ihm ein lang verschlossenes Tor aufgetan. Er dachte an die Fränz. Die ist wie solch eine Blume — sie ist stolz und weiß, was sie wert ist. Drum läßt sie auf sich warten. Und er beschloß, auf die Fränz zu warten.

Nun kam die schönste Zeit im Garten: die Rosenblüte. Es war etwas Köstliches, diese Zeit bei dem Forstmeister zu erleben. Er hatte eine Menge von Rosenarten, ein paar hundert Stämme. Die liebenswürdigste Rose aber war eine zartrosafarbene Blüte mit einer langen, spitzen Knospe, die sich sehr langsam entfaltete und auch als ganz vollaufgeblühte Rose immer etwas wie den verschämten Blick eines jungen Mädchens hatte. Der Forstmeister hatte diese Rose aus Samen gezogen und war sehr stolz auf sie. Er nannte sie „errötende Jungfrau“. Von dieser Rose gab er keinem seiner Freunde Edelaugen zum Okulieren, so gern er sonst seine Okulierreifer hergab.

Der Grenzer-Karl kannte bald jede Rose in- und auswendig. Auf eine Günst aber wartete er vergeblich: das war die Erlaubnis von seinem Herrn, eines der vielen Wildstämmlchen zu okulieren. Er durfte zwar dabei stehen und zuschauen, wie der scharfe Einschnitt in die weiche Rinde gemacht wurde und wie das sorgfältig zugerichtete „Schildchen“ in die saftquellende Wunde eingeschoben wurde, um dann kunstgerecht verbunden zu werden; aber daß er einmal gesagt hätte, wie sonst bei seinen Gartenkünsten: „Na, Schlosser, jetzt wollen wir einmal die Stadtfäuste sehen, ob sie nicht zu grob geworden sind,“ — darauf wartete der Grenzer-Karl umsonst. In dieses Heiligtum ließ nun einmal der Forstmeister keinen anderen Menschen.

„Wenn ich nur ein einziges Mal das „Aeugeln“ probieren dürfte, dachte der Gartenbusch. Vergebens hatte er im

Dorf darum angefragt. Aber kommt Zeit, kommt Rat! An hellen, heißen Sommernachmittagen schlenderte der Bursch planlos im Wald herum. Denn in den „Schwanen“ ging er nimmer, seit er gehört hatte, daß die schwarze Mine schon einige Male wieder im Dorf gewesen war und nach ihm gefragt hatte. So kam er einmal nach dem „Sauloch“, das war eine wundervoll sonnige Berghalde, die wie ein Kessel am steilen Berggrain eingebettet lag. Nach Südosten war sie offen, gegen die rauhen Nordostwinde durch die gewaltigen Eichenstämme geschützt, die sich hintendran aufbauten. Es war ein Stück Kahlhieb, der seit etwa drei Jahren freilag. Brombeersträucher, Unterholz von selbstaufgegangenen Buchensamen, von Eiquster und Ahorn wucherte dort wild durcheinander. Ein Paradies für Vögel aller Arten, vom Zaunschlüpfer und der Grasmücke bis zu der Amsel und der Nachtigall! Denn es kamen wenig Leute an den abgelegenen Ort, und die beerensuchenden Kinder hatten andere Plätze, an denen sie ihre süßen Gelüste befriedigen konnten. Der Grenzer-Karl kam beim ziellosen Umherschlendern dort vorüber und legte sich an den Rand des Buschwerkes auf den sonnigen Grasrain. Ueber ihm nickten in hellem seidnem Glanz die Blüten der Heckenröschen, die wie unzählige lachende Kindergesichter aus dem Blättergeranke des Busches herausguckten. Die Bienen summten eine sachte Melodie darüber, wie das feine Schwirren einer Geigenlaute, die irgendwo weit draußen gespielt wird, und die bunten Falter schwebten hin und her, wie Ordensbänder, die am seidnen Kleid der Fürstinnen prangen.

Halb spielend zog der Grenzer-Karl einen blühenden Rosenzweig zu sich herunter. Er riß keine Blüte ab, denn er hatte von seinem Herrn die ehrfürchtige Liebe zu allem, was leuchtet und duftet, gelernt. Aber als er mit seinem Daumen nagel unversehens die weiche grüne Rinde des Zweiges rißte und ein klarer Tropfen Saft herausfloß, stand wie ein Traumbild der Forstmeister vor seinem Auge, wie er beim Veredeln der Rosen seinen T-Schnitt machte. Und der Grenzer-Karl sprang auf voll Vergnügen: „Da lerne ich das Okulieren, der Forstmeister mag mir es gönnen oder nicht.“

An den folgenden Sonntagen hatte es der Grenzer-Karl immer sehr eilig, aus dem Haus zu kommen. Und es war allemal beinahe Nacht, wenn er zurückkam. Der Hannes brummte: „Wo der Landstreicher sich herumtreibt! das mag Gott wissen.“

„Schämt Euch, Hannes!“ sagte die Fränz. „Ihr solltet Euch der Sünd fürchten, dem armen Kerl alleweil etwas anzuhängen! Wozu geht Ihr in die Kirch, wenn Ihr nichts hört? Hat nicht heut der Pfarrer gelesen, daß die Engel im Himmel sich freuen über einen Sünder, der Buße tut?“

„Hör wer mag!“ meinte der Hannes trocken und bissig. „Ich halt es mit dem Sehen statt mit dem Hören. Und drum halt ich meine Augen offen. Und du junges Ding tätest auch gescheiter, zu gucken als zu hören. Meinst nicht, ich sehe hell genug, wie du alle Abend vor dem Heustall auf dem Bänklein sitzt und hörst, was dir der hergelaufene Kerl vorflunkert?“

„Ach was!“ rief die Fränz und wurde dunkelrot. „Er flunkert mir gar nichts vor! Er fragt mich nach meiner Mutter und meiner Heimat. Warum fragt mich denn sonst niemand nach meiner Mutter und wie mir es daheim geht? Tüt anderen Leuten auch nichts schaden!“

Der Hannes brummte grimmig: „Hat nicht jeder ein Maul wie geschmiertes Brot. Und das Süßholzrapeln steht einem alten Kerl schlecht. Aber die Mädchen gucken hundertmal lieber in ein glattes Gesicht, als in ein sauberes Gemüt.“

Ein hellklingendes Pfeifen ließ sich hören. So wie nur die Leute pfeifen, denen etwas geglückt ist, an dem sie schon lang herumgedoktert haben. Der Grenzer-Karl trat in den Hof. Er schwang einen gereifelten Haselstecken, an dem ein Sträußlein Erdbeeren steckte.

„Wem pflanz ich diesen Maien?“ rief er fröhlich lachend. Die Fränz sagte kein Wort. Sie scheute sich vor dem harten Blick des Hannes.

„Ist niemand in der Welt, dem der Wanderbursch seinen Maien stecken darf?“ fragte der Grenzer-Karl noch einmal. Und durch seine Stimme ging es wie ein Riß.

Keine Antwort!

Da ging der Grenzer-Karl stumm in seine Klaus. Sein frohes Pfeifen war aus. Den Haselstab lehnte er an die Lehmwand. Die Beeren preßten ihren roten Saft an den gelben Bewurf, und langsam floß ein schmales Bächlein an der Wand herab.

Draußen im Wald hatte der gelöste Verband an den Wildschossen die guteingewachsenen grünen Edelaugen gezeigt. Besonders die „errötende Jungfrau“, die der Bursch nicht oft genug hatte einsehen können, versprach eine Prachtskrone an jedem schwanken Schoß. Der Abendwind fuhr spielend durch den buschigen Plan und schaukelte die grünen Ruten der Wildrosen, die ihren Schwestern ein Lied flüsterten von kommendem bräutlichem Glück im Glanz der Edelblüte!

Ueber dem Forsthaus grollte aus schwarzer Wolke ein schweres Gewitter.

Ein Herbst war über das Land gekommen wie noch in keinem Jahr. Als wollte er alles gut machen, was der rauhe Mai verdorben hatte. Die Sonne konnte sich gar nicht genug tun mit Leuchten. Tag um Tag stieg sie am dunkelblauen Himmel empor wie ein König, der im blausamtenen Krönungsmantel durch die Straßen seines Landes geht und mit vollen Händen seine Segensgaben in die Hände der Glücklichen wirft. Und darum hatte sich das Land in seinen schönsten Staat gesteckt. Die Bäume im Wald trugen alle Gewänder von Goldbrokat oder dunkelglühendem rotem Atlas.

Aber das Aller schönste und Seltsamste war seit der Mitte des Oktobers im „Sauloch“ aufgeblüht — gerade in der Woche vor dem großen Turnerfest, das auf den besondern Wunsch des Forstmeisters nach Bruchhausen gelegt war. Mitten in der Wildnis ein Rosenstrauß! Unter der

warmen Sommer- und der köstlichen Herbstsonne waren die jungen Edeltriebe rasch gewachsen.

Der Grenzer-Karl hatte die zarten und dünnen Triebe sorgfältig festgebunden, daß der Wind sie nicht fassen konnte und — so kam es, daß über all der wilden Waldblüte die stillen, schönen Kinder des Forstgartens standen wie verwunschene Prinzen, die mitten in ein lärmendes Volksgewühl hineingestellt worden sind und aus großen erstaunten Augen auf all das Getümmel und Gewoge blickten.

Die Burschen des Dorfes waren gekommen und hatten die Fränz gebeten, als eine der Ehrenjungfrauen im Festzug neben der neuen Fahne zu gehen. (Sortierung folgt.)

Kirchliche Anzeigen.

Sonntag, den 5. Septbr., 14. nach Trinitatis.

Kollekte für die Kaiser-Wilhelm-Stiftung.

Gottesdienst.

In der Stadtkirche.

Vormittags 8 Uhr: Pfarrer Schwabe.

Zugleich Christenlehre für die Neukonfirmierten aus der Markuskirche.

Vormittags 9½ Uhr: Pfarrassistent Hoffmann.

In der Johanneskirche.

Vormittags 8 Uhr: Pfarrer Ausfeld.

Zugleich Christenlehre für die Neukonfirmierten aus der Johanneskirche.

Vormittags 9½ Uhr: Professor D. Schian.

Abends 8 Uhr: Versammlung und Bibelbesprechung im Johannesaal.

Mittwoch, den 8. September, abends 8 Uhr: Kriegsbetstunde. Pfarrer Bechtolsheimer.

Wartburg, evangel. Jünglings- und Männer-Verein.

(Diezstraße 15.)

Sonntag, den 5. Sept.: Vortrag.

Dienstag, den 7. Sept., abends 8½ Uhr: Bibelstunde.

Donnerstag, den 9. Sept., abends 8½ Uhr: Leseabend.

Samstag, den 11. Sept., abends 8½ Uhr: Ältere Abteilung. Gäste stets willkommen.

Ankündigungen empfehlenswerter Firmen

Carl Loos

Kirchenplatz 13 :: Telephon 797

Manufaktur- und Weißwaren Herren- u. Knabenkleider

Musikalien Musikinstrumente

Ernst Challier, Gießen

Audolph's Nachf. Neuenweg 9 Telephon 671

Edgar Borrmann, Giessen

Neustadt 11 Eisenwaren, Haus- u. Küchengeräte Teleph. 165 empfiehlt billigst

Oefen, Herde, kupferne u. gußeiserne Waschkessel, Haus- u. Küchengeräte, Solinger Stahlwaren, landwirtschaftl. Maschinen u. Geräte, Vogelkäfige u. Züchterutensilien, Fischereigeräte etc. etc. Waffen u. Munition.

Geschw. Holberg Nachf. Modes

Gießen, Plockstraße 5 empfehlen sich in allen in ihr Fach schlagenden Arbeiten.

Phoenix-Nähmaschine.

Auch andere Systeme stets auf Lager. Preisliste Mk. 60. — bis Mk. 180. — Nur bestbewährte Qualitäten

Sr. Linter, Ludwigstr. 16 Reparaturwerkstatt f. Nähmaschinen

Kleider-Stoffe Blusen-Stoffe Aussteuer-Artikel Reste

außergewöhnlich billig

Etagengeschäft. Seringe Unkolten Gemeinschaftlicher Einkauf mit 3 Geschäften zu sammen

Lina Bernard

Gießen, Bismardstraße 6